

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 114.

Dienstag, 15. Mai.

1928.

(20. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Uebrigens schien auch den Kommissar Warnstett etwas von dem Zauber dieser unnennbaren Stimmung zu überkommen, als er an der Seite des Hausherrn die halbverwachsenen Parkwege entlang schlenderte.

Denn als fürchte er irgend etwas zu föhren, sprach er unwillkürlich gedämpfter, während er seinen Rapport erstattete.

Der stützte sich bereits auf mancherlei neue Feststellungen, die ihm inzwischen schon wieder gelungen waren. Denn überall in den Weltstädten des Auslandes besaß er seine eigenen Vertretungen und hatte in Berlin für „wirklich große Sachen“ einen Rechercheur und Mitarbeiter Schumann, der das Spürtalent eines hannoverischen Bluthundes aufwies. Die Arbeit dieses Mannes hier in der Reichshauptstadt und das Ergebnis verschiedentlichen Telegrammwechsels mit seinem Amsterdamer Vertreter gestattete bereits folgende authentische Tatsachen festzulegen:

Dieser Diego Verragez, den Frau van Alaren sucht, hat seit Jahren nacheinander in London, Madrid, Budapest, Stockholm und zuletzt in Amsterdam, von wo er vor Jahresfrist verschwand, einen raffiniert inszenierten Riesenschwindel mit den Shares einer Goldmine getrieben, die angeblich in Mexiko durch einen Zufall entdeckt, durch schnell erfolgte Pachtung des Geländes auf lange Jahre gesichert und bereits im Grubenausbau begriffen sei. Der Komplice des Portugiesen saß in Newyork. Diego Verragez vermochte notariell beglaubigte und die enorme Ergiebigkeit der Mine bestätigende autoritative Gutachten vorzuweisen, die sich nur leider nachträglich als gefälscht erwiesen. Natürlich hütete er sich vor allzu großem Interesse der Öffentlichkeit, war vielmehr klug genug, seine Shares nur unter der Hand an persönlich nahe Bekannte zu veräußern, was ihm um so leichter gelang, als er vermöge der Sicherheit seines Aufstrebens und der Beherrschung aller Formen bald überall Zutritt zu den Kreisen der Plutokratie, der guten Gesellschaft und — in Madrid und Budapest — sogar des Hohen fand. Jedesmal machte er sich — natürlich mit Riesen gewinnen — rechtzeitig aus dem Staube, ehe sein Lügen gebäude zusammenbrach. Diego Verragez ist übrigens, wie ich heute mit Bestimmtheit weiß, nicht sein richtiger Name. Nach dem Signalement, das ich aus den verschiedenen Städten seiner Wirksamkeit erhielt, unterliegt seine Identität mit dem Titularkonsul der Republik San Marino, Juan d'Arzella, für mich keinem Zweifel. Dies ist sein wirklicher Name, den er an der Spree deshalb wieder auskramt, weil er ja hier nicht mit seinen Minenshares arbeitet. Vielmehr hat er, was wir ja bereits wissen, mit dem ergauerten Gelde den „Regent-Klub“ gekauft, lebt seit einem vollen Jahre untätig als Privatmann und liegt auf der Spur von Rena Lint. Die hat es ihm angetan. Und über dem Verlangen nach dieser Frau verleugnet er seine sonstige und eigentliche Natur geradezu radikal. Der rätselhafte Dualismus im Herzen jedes Menschen, der schon in weniger komplizierteren Fällen zu den seltsamsten Widersprüchen führt, denen mit der nüchternen Logik nicht beizukommen ist. Gewinnen sie aber in einem Verbrecher die Oberhand,

dann treten sie natürlich besonders kräftig zutage. Den Laien mag es erstaunen, — uns Kriminalisten ist das Phänomen dagegen ganz geläufig: daß im Kampfe zwischen Raubinstinkt und Erotik die letztere immer irgendwann siegt. Und dieser Sieg wird zu der Schlinge, in der sich solch ein Mensch früher oder später fängt. Wie in unserem Falle also der sogenannte Konsul d'Arzella.“

Der junge Herzog strahlte.

„Wenn Sie bereits soweit sind, Herr Kommissar — weshalb haben Sie da nicht schon zugegriffen?“

Über das seltige Gelehrtengesicht des Detectivs glitt ein Lächeln.

„Ich bin noch nicht zu Ende, Hoheit. Die Komplizin des Verragez = d'Arzella auf all seinen Raubzügen ist eine Französin Marcelle Trignard, eine alternde ehemalige Bardame aus dem Pariser Vergnügungsviertel. Ursprünglich wohl seine Geliebte, hat sie längst reisigiert, beijagt aber trotzdem nicht Kraft genug, sich von diesem Manne zu trennen, dem nun mal — mag er es auch tagtäglich mit Füßen treten — ihr Herz angehört. So ist sie ihm wie eine Sklavin ergeben und bei all seinen industriellen und erotischen Eskapaden widerspruchslose Helferin. Auch dieser Typ ist im internationalen Verbrechermilieu ein landsäufiges Klischee.“

„Donnerwetter!“ sagte der Herzog verblüfft. „Alle Achtung, daß Sie das alles in den paar Tagen feststellen konnten.“

„Ich bin auch jetzt noch nicht zu Ende, Hoheit. Denn es existiert noch ein dritter Komplice namens Horst Rowalt.“

„Ein Deutscher?“

„Ja — leider ein Deutscher. Und da liegt der Zusammenhang nun so: Mein Rechercheur Schumann, der übrigens gewisse schauspielerische und mimische Talente besitzt, suchte unter der Maske eines im „Bristol“ wohnenden Amerikaners gestern abend den „Regent-Klub“ auf und beobachtete dort, daß in der Bibliothek der Portugiese und Madame Trignard eine anscheinend sehr erregte Aussprache mit einem Manne hatten, der erst kurz vor Mitternacht kam und nach kaum zehn Minuten den Klub wieder verließ. Schumann folgte ihm, erst zu Fuß, dann im Auto, bis nach Charlottenburg, wo der Beobachtete in der Sybelstraße wohnt, und wartete, bis hinter zwei Fenstern des dritten Stockwerkes Licht aufblitzte. Da wußte er genug, ging friedlich schlafen und hatte bereits heute früh um acht Uhr durch die Frau des Hauswartes und mit Hilfe eines Talers in Erfahrung gebracht, daß es sich um einen gewissen Horst Rowalt handele, der seit dem Herbst dort in einer bescheidenen kleinen Pension häusste. Als er mir das Ergebnis brachte, da stützte ich. Der Name Rowalt war mir irgendwann, irgendwie schon mal untergekommen. Schließlich fand sich der Zusammenhang.“

Nämlich, ich bin doch Reserveoffizier und lag als Bataillonskommandeur in den Champagnekämpfen 1917 an einer verflucht windigen Ecke. Als wir, abgefämpft, für kurze Zeit nach hinten lamen, gab's vor dem Kriegsgericht unseres Heeresabschnittes gerade einen übelen

Prozeß. Aller Einzelheiten entsinne ich mich nicht mehr. Immerhin noch dieser:

Der Oberzahlmeister Horst Rowalt von den fütmärkischen Leib-Grenadiere hatte für eine Division, zu der er abkommandiert war, größere Auszahlungen an die Landeseinwohner für Vieh- und Pferderequisitionen vorzunehmen. Dabei waren Schweinereien passiert. Falsche Buchungen von Leuten, die überhaupt nicht existierten. Schreibungen mit doppelten Quittungen und ähnliches. Kurz: Unterschlagung von Dienstgeldern. Grund: Weibergeschichten. Das Kriegsgericht griff mit Recht scharf und rücksichtslos durch; denn die Geschichte hatte soviel Staub aufgewirbelt. Gerichtsherr und Ankläger war der Rittmeister von Yskem, der in der Etappe gerade einen jener Salonschüsse ausheilte, um die es sich nicht lohnte, erst in die Heimat zu fahren. Er plädierte pflichtgemäß für ein paar Jahre Gefängnis, Degradation und Versezung in die zweite Klasse des Soldatenstandes oder sogar Ausstossung aus dem Heere. So genau weiß ich das nicht mehr. Jedenfalls lautete der Spruch des Kriegsgerichts auch dementsprechend, womit die Sache erledigt war. Als ich den Namen Horst Rowalt hörte, kam sie mir wieder in Erinnerung."

Der Herzog hatte ruckhaft den Schritt verhalten.

Rowalt — Yskem — damals das Urteil und jetzt die Verbindung mit dem d'Artzila . . . Hören Sie, Herr Kommissar, wenn man einigermaßen Phantasie besitzt, könnte man da allerlei verblüffende Zusammenhänge konstruieren."

„Waren sie überhaupt verblüffend?“ wog der Detektiv ab. „Hoheit kennen ja meine kriminalistische These: Man muß auf die Stimme der Intuition hören und das Gehirn tasten lassen. Wenn nicht alles triügt, wird sie sich auch in diesem Falle glänzend bewähren.“

Nachdenklich hatte der Herzog seinen Gast verabschiedet, um dann schleunigst zur Schadowstraße in den Unionclub zu fahren.

Da war für die vierte Nachmittagsstunde eine Sitzung des Oberschiedsgerichts der Obersten Rennbehörde angefechtet worden. Jetzt, nachdem sämtliche Herren aus Hamburg wieder eingetroffen waren, stand der Zwischenfall im „Großen Hanja-Ausgleich“ auf der Tagesordnung. Und zwar als einziger Punkt. Denn gegenüber dieser Affäre traten alle anderen als unwesentlich zurück und durften späterer Erörterung überlassen bleiben.

Die Ausschließung der Yskemischen Pferde von den dem Unionclub angelöschten Bahnen hatte in der Sport- und Tagespresse gewaltigen Staub aufgewirbelt und die Gemüter bis zur Siedeglat erhitzt. Noch immer bildete der Fall „Großer Hanja-Ausgleich“ eine tagtägliche Rubrik in den Zeitungen, noch immer war kein Abheben der Erregung zu konstatieren. Hart und leidenschaftlich rang Meinung gegen Meinung. Doch der Unionclub geriet dabei fatal ins Hintertreffen. Eine etwaige Abstimmung hätte zu überwältigender Mehrheit für den Rittmeister von Yskem geführt. Jetzt — nachdem der erste Anprall fassungsloser Überraschung vorüber war —, entzann man sich immer intensiver, daß er bis zu jenem Tage als untadeliger Ehrenmann und absolut fairer Sportsmann gegolten habe; daß die grün-silbernen Farben seines Stalles oft bei klassischen Rennen in Front geendet hatten; daß die Yskems zum deutschen Turf-Patriziat zählten und daß er selbst schließlich — als Mann und Soldat betrachtet — im Dienste und draußen an der Front stets seine Pflicht getan hatte. Denn für nichts und wieder nichts geschenkt waren ihm der Pour le mérite und das Hohenzollernkreuz bestimmt nicht!

Von jenem radikalen Stimmungsumschwung der öffentlichen Meinung waren Strahlungen unverkennbar auch bis in das Sitzungszimmer der Obersten Rennbehörde gedrungen.

Darüber gab es natürlich keinen Zweifel: Formell und nach dem Bußstabens des Statuts hatte das provisorisch amtierende Schiedsgericht völlig korrekt gehandelt, als es aus den vorliegenden gravierenden Indizien die zwangsläufigen Schlüsse zog. Das ergaben mit aller Klarheit noch einmal die Vorlesung des Protokolls wie der

mündliche Bericht des Grafen Linnstow zu Scharnitz und Haynegg. Trotzdem blieb die allgemeine Stimmung unverkennbar gedrückt und verschärft sich im Laufe der Sitzung zu ausgesprochener Nervosität. Denn nun stellte sich heraus, daß der Rittmeister von Yskem — den das Oberschiedsgericht zur nochmaligen Vernehmung und Rechtfertigung geladen hatte — nicht erschienen war und nach Mitteilung des Generalsekretärs noch nicht einmal schriftliche Beschwerde gegen das Urteil eingebracht hatte.

Das war nicht zu begreifen. Es gab zwei Vermutungen: Entweder gestand der Rittmeister damit unumwunden seine Schuld ein oder er schwieg in tiefer Verbitterung über ein ihm angetane Unrecht. Jede dieser beiden Möglichkeiten konnte zutreffen. Man war einigermaßen betreten. Man starrte sich gegenseitig ziemlich ratlos an und fühlte sich rechtschaffen unbehaglich. Dabei mußte etwas geschehen. Denn Presse wie Öffentlichkeit warteten nunmehr mit gespanntem Interesse auf die offizielle Stellungnahme der Obersten Rennbehörde — wo doch jolch ein Standafall seit Menschengedenken auf deutschen Rennbahnen nicht vorgekommen war.

Aber das Urteil etwa freiwillig wieder umstößen? Undenkbar — dann erlitt man schwere Einbuße an moralischem Kredit und an der bisherigen unantastbaren Autorität. Demnach also blieb nur der andere Weg: Das Verdict vollinhaltlich anzuerkennen und den diffamierenden Ausschluß des Verurteilten aufrechtzuhalten. Doch der frische Gegenzug, in dem man sich dann zu neuem Zehntel der Sport- und Tageszeitungen wie der Allgemeinansicht des Publikums befand? Und der Sturm der Entrüstung, der zum Orlan anwachsen und unübersehbare Folgen herausbeschwören konnte? Wo der Flachrennsport sowieso schon schwer gegen die populären Trabrennen und die immer mehr sich in den Vordergrund schiebenden Flug- und Autokonkurrenzen zu kämpfen hatte?!

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Die alten Straßen grühen so vertraut,
Verschollenes Schicksal scheint in ihnen wach.
Die Seele taftet dem Erinnern nach,
Das lächelnd rings aus hellen Fenstern schaut.
Ein Quell der Freude sprudelt klar und warm
Dem Wandern milden, der sich heimwärts fand.
Nach wirrer Wege Frost und Sonnenbrand
Ruhet er geborgen wie im Mutterarm.
In Hoff und Drang der Stille schon entwöhnt,
Fühlt er Hausgeister freundlich zum Geleit,
Und Hof und Stube atmen Jugendzeit,
Darob des Friedens Stern den Giebel krönt.

Heinrich Leis.

Das neue Kleid.

Frau Reinhold hatte behauptet, sie müsse wieder mal ein Kleid haben! Das sei sie vor allem ihrem Manne schuldig und seinem Ansehen als Geschäftsmann, die Leute müßten ja sonst denken —

Der Mann meinte jedoch, auf die Gedanken der Leute pfisse er, und sein Ansehen als Geschäftsmann hinge keinesfalls von der Bekleidung seiner Frau ab, und was sie ihm schuldig sei, sei ihr in Gnaden erlassen, und überhaupt hätte sie Lumpalien genug.

„Da hast du recht!“ griff ihm hier Frau Eveline in die Rede mit hoher Betonung: „Lumpalien allerdings! — ja! die füllen die Schränke! Aber es handelt sich hier um ein Kleid — um das Gewand einer Dame aus guter Familie —“

Damit spielte sie auf den seligen Sekretär, ihren Vater, an, der schon einunddreißig Jahre tot war.

Und Herr Reinhold seufzte. Sein Vater war nicht Sekretär gewesen, er konnte nicht einen gleich achtung gebietenden Papa anführen und ihn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aus der Versenkung aufsteigen lassen, wie seine Frau den Schatten ihres Erzeugers.

„Die Dame aus guter Familie braucht sich nicht durch besondere Gewänder hervorheben —“ lagte er trotzdem mutig ablehnend, aber seine Frau unterbrach ihn: „Ich will und ich werde mich aber zu Pfingsten gut anziehen, verlaß dich darauf, ich habe zu Pfingsten ein neues Kleid!“

Und richtig rauschte Frau Reinhold einige Tage später in einem neuen grauschimmernden Kleid ins Zimmer und baute sich vor ihrem ruhigem Zeitunglesenden Ehemann, Bewunderung erwartend, auf.

„Nun, mein Lieber, wie sehe ich aus?“ fragte sie ihn gönnerhaft von oben herab.

Er warf einen kurzen Blick über den Zeitungsrand. „Wie ein Rollmops auf der Hochzeitstafel!“ sagte er lieblos.

Frau Reinhold stieß einen Schrei der Empörung aus und warf sich in einen Stuhl.

„Was hast du, Mutti?“ fragte ihre Tochter Wulfdine, die soeben ins Zimmer trat. „Hast du Kummer, kleine Mama?“

Frau Reinhols umfangreicher Busen bebte vor Entzückung, und einen Blick voller Abscheu auf den Zeitunglesenden Gatten werfend, gab sie ihrer Tochter die unglaubliche Bemerkung wieder.

„Oh!“ sagte Wulfdine erschrocken. „Väterchen! wie kann man nur so — so gewollt witzig sein! — aber Mutti — verzeih — ganz unrecht kann ich Papa nicht geben — vorteilhaft ist das Kleid nicht für dich. Es macht dich stärker als du bist.“

Wenn man trotz Bittersalz und Frühstückstea und Khabaroverfällen dem zweiten Zentner Lebendgewicht zustrebt, hört man solche Bemerkungen nicht gern.

„Ich habe dich nicht um deine Meinung gefragt!“ sagte Frau Reinhold böse zu ihrer Tochter, „als ich achtzehn Jahre alt war, wog ich noch sechs Pfund weniger als du heute!“

Der Erfolg dieser Unterredung war, daß Frau Reinhold das Kleid am nächsten Tag unausstehlich fand und es Wulfdine über den Arm legte. „Mach du dir etwas Nettes daraus, mein Kind!“

Die Tochter rappelte daran herum, aber als sie dann stolz in ihrem Machwerk vor den Eltern stand, schrie die Mutter nur empört: „Oh Gott!“ — und der Vater fasste seine Hände in Ergebung und grinte wie ein Sonntuchenhund.

Rückkehr zur Natur, nennt man das, nicht wahr? — ich kann nur soviel sagen, die Affen im Zoo haben noch weniger an, und man steht noch mehr.“ Und der Papa spottete und wikelte so lange, bis auch Wulfdine das Kleid satt hatte, es in ihrem Zimmer mit bebenden Händen sich vom Leib riss und es der kleineren, zierlicheren Tante Wally zuwarf, die am Fenster saß und Wäsche ausbesserte.

„Nimm du es, Tante!“ sagte sie. „Papa findet, es steht mir nicht.“

„Oh — was das anbetrifft —“ meinte Tante Wally gutmütig, „ich finde nur, es ist ein bisschen gewagt — ja — das ist es, Wulfdine.“

„Also, dann was du es damit, Tante Wally!“ rief Wulfdine und hielt sich nervös beide Ohren zu.

Und nun schneiderte das Tantchen sich ein Pfingskleid davon. Aber sie hielt sich auch für schlanker als sie war und als sie nun als Mannequin im Familienzimmer anlangte, prustete ihr böser Schwager laut los vor Vergnügen: „Wally! Wally! Wer hätte dir wohl so viel barocke Formen zugetraut! und krumme Beine hast du ja auch, meine arme, kleine Schwägerin!“ höhnte er herslos.

Tante Wally weinte vor Scham und Verkummer, die krummen Beinchen waren ihres Lebens zart behütetes Geheimnis, und gerade dies verwünschte Kleid mußte nun diesen kleinen Schönheitsfehler an das Licht bringen.

Lisa, die Perle, erkte jetzt das Kleid. Sie war ein dünnes, kleines Mädel von fünfzehn Jahren und war selig über dies Geschenk.

„Andere nichts daran, nicht 'n Stich, Lisa!“ warnte Herr Reinhold. „Jonst siehst du auch noch aus wie'n Zwirnsfaden, der ne Null gefressen hat!“

Und Lisa gehörte. Sie zog das Kleid so an, wie es Tante Wally ausgezogen hatte, und Herr Reinhold sagte beruhigt: „Na, endlich scheint dies vechöse Kleid auf dem richtigen Korpus zu landen. Es sitzt zwar noch ein bisschen hämmelig bei dem spillerigen Gör — aber — wenn ich an euch denke!!! — nein, wenn ich an euch denke —“

Er sah seine drei Damen in heiterer Erinnerung der Reihe nach an, aber seine Frau rief entrüstet: „Sei ruhig, ich will nichts mehr hören!“

Und da schwieg er weise.

Am nächsten Sonntag zog Lisa strahlend das neue grauschillernde Kleid an und zog stolz zu ihren Eltern.

Aber heulend kam sie am Abend wieder.

„Ah Gott, Herr Reinhold, das Kleid — das Kleid muß verhegt sein — mein Vater hat mich verhauen — bloß um das alte, dumme Kleid — huuuu!“

„Na, ich weiß ja nicht!“ Herr Reinhold stellte die Hände in die Hosentaschen und ging prüfend um Lisa herum, „an dir ist doch nun wirklich nichts Aufregendes zu sehen. Bei dir ist es ja doch beinahe ein Schleppkleid.“

„Ja — eben!“ heulte Lisa, „ebendrum! Vater meint,

das wär' der Gnädigen ihres oder von's Fräulein — er meint, ich hab's heimlich angezogen — so einen feinen Stoff verschenkt man nicht, sagt er. Ohneigen hab' ich gekriegt um das Kleid — er will mir nicht glauben.“

„Zieh's aus!“ sagte da Herr Reinhold, „als Kleid scheint dies Gewand seinen Verlust verfehlt zu haben, — macht mir morgen 'n Schlips draus!“

Clara v. Wedelstaedt.

Wie ich mein graues Haar bekam.

Von D. Jenauer.

Wenn man eine gewisse Altersgrenze überschritten hat, fällt das graue Haar nicht weiter auf, sondern wird als natürliche Begleitercheinung, ja, wie Salomo sagt, als Schmud des Alters betrachtet. Ist man aber kaum 25 Jahre alt und hat doch schon gebleichtes Haar, dann scheint die Frage berechtigt: „Wie kamst du in so jungen Jahren zu dem grauen Haar?“ Diese Frage ist dann auch wiederholt an mich gerichtet worden; ich will sie hier beantworten:

Mit 25 Jahren hatte ich bereits ein häßliches Töchterchen, ein hersiges Ding, dessen liebste Beschäftigung es war, am Fenster zu stehen und einer ungeheuren Dogge, die unter diesem Fenster ihre Hütte hatte, allerlei Leckerbissen zuwerfen. Dieser Hund war stark wie ein Bär, doch wild und blutdürstig wie ein Tiger. Kein Mensch durfte in seine Nähe kommen; sogar der eigene Herr hatte eine gewisse Furcht vor dem Tiere und ging nur mit äußerster Vorsicht an die Hütte.

Eines Nachmittags hatte ich Elichen — so hieß mein Kind — einige Minuten ohne Aufsicht gelassen, war daher in nicht geringer Sorge, als ich die Kleine in der Wohnung nicht mehr vorkand. Alles Rufen und Suchen nach ihr war vergebens. Ich ließ hinunter auf die Straße, wo mir mein Mann, der aus dem Dienst kam, begegnete. Mit häßigen Worten klärte ich ihn auf, worauf wir gemeinschaftlich nach unserem Kind suchten. — Das Nachbargrundstück war von der Straße durch ein großes Holztor getrennt; neben dem Tor befand sich eine kleine Eingangspforte, die ausnahmsweise offen stand. Wir gingen deshalb hinein und — der Anblick, der sich mir jetzt bot, machte meinen Herzschlag stocken und mein Blut gerinnen. — Vor der Hundehütte stand mein Kind, hatte ihr linkes Armband um den Hals der Dogge geschlungen und steckte ihr mit der rechten Hand kleine Semmelstückchen in den Rachen. Das vierbeinige Ungeheuer schien zum Lamm geworden zu sein; denn es war wie jedesmal geduldig, bis ihm das kleine Händchen etwas reichte. Ich stand wie gelähmt, konnte weder rufen noch schreien, noch einen Schritt vorwärtsgehen.

Elichen! rief jetzt mein Mann. Das Kind drehte sich um und jubelte, als es uns sah: „Der Pluto, Papa, der Pluto!“ Dann kraulte es dem Tier den Kopf, schlängt endlich die beiden Armbänder um den Hals des Hundes und preßte ihn mit kindlichem Ungezüm an sich. — Und die Dogge machte keine böse Bewegung.

Jetzt ging mein Mann etwas näher an die Hütte, zog eine Arzelsine aus der Tasche und sagte: „Komm Elichen, der Vater hat was mitgebracht.“ Hierdurch ließ sich die Kleine endlich bewegen, die Dogge zu verlassen, doch nicht ohne ihr noch einen Klaps auf den Kopf gegeben zu haben.

Als wäre das Kind vom Tode erstanden und mir neu geschenkt worden, so riss ichs an die Brust und küßte es. — Wenige Tage später hatte ich ganz graues Haar.

Singende Drähte.

Wie das Netz einer Riesenwinde spannen sich über der Stadt die Antennen.

Singende Drähte sind sie, Drähte, die aus den Lüften auffangen taujendfach schwingende Weisen, tausendfach klingende Worte.

Und die Menschen in ihren Häusern drehen, wenn der Abend kommt und das Tagesgeschäft ruht, eine kleine dunkle Schraube, und — Europa ist in ihrer Stube.

Stimmen aus fernen Zonen dringen ein und füllen den Raum mit Wohlaut und Harmonien.

Singende Drähte!

Ihr verbindet Nähe und Ferne.

Ihr bringt die Menschen nahe zueinander und erschließt dem, der nicht in Konzerte und Vorträge gehen kann, die Wunderwelt des Tones, die Geheimnisse des Wortes.

Liegt Sonne über der Stadt; dann blinken die unzähligen Drähte auf wie die Seiten einer Harfe, auf denen unsichtbare Mächte spielen.

Hans Gassen.

Die Welt der Frau

Wir suchen eine Perle.

Der Fall ist der, daß unser nettes Mädchen für alles, unsere rechte Hand, uns verlassen hat, nachdem sie vier Jahre lang unseren kleinen Haushalt betreut hat. Unsere beiden Kinder hingen an ihr wie die Kleinen, uns selbst war sie vollkommen unentbehrlich. Weder zertrümmerte sie das Geschirr noch vergaß sie, Staub zu wischen. Sie war so durchaus vollkommen, daß man ihr Schicksal nur zu gut verstehen kann. Dieses Schicksal gestaltete sich nämlich folgendermaßen: Eines schönen Tages belam Christine (sie hieß nicht etwa Sigrid oder Felicitas) von Hause den Bescheid, daß ihr Großvater gestorben sei. Es sollte ein großes Begräbnis stattfinden, und die Anwesenheit der Tochter wurde gewünscht, zumal auch ein amerikanischer Beter anwesend sein würde. Wir gaben unserer Christine den gewünschten Urlaub, ohne uns etwas Böses zu denken, aber statt daß sie nach acht Tagen wieder bei uns erschien wäre, kam nur ein Brief von ihr. Sie hatte sich verlobt — gewisigere Leute würden wahrscheinlich gleich den amerikanischen Beter verdächtig gefunden haben! — und wollte schon in drei Wochen heiraten, um dann mit nach Amerika zu gehen. — Also diese Perle hatten wir aus unserem Schmuck unverbringlich verloren, — es kam nun darauf an, sie zu ersuchen, und der schwere Gang zum Mietshaus mußte angetreten werden, seit 4 Jahren zum erstenmal. Dabei war Christine nicht nur tüchtig, sondern nett anzusehen, fröhlich, von freundlichem Wesen und einem goldenen Herzen. Ja ja!

Ich gebe meine Adresse an und warte nun der Perlen, die da kommen sollen. Und sie kommen. Junge Mädchen, die bestimmt verlangen, jeden Nachmittag oder Abend Besuch bei sich haben zu dürfen, junge Mädchen, denen man ansteht, daß man sie niemals ruhigen Herzens den Kinderwagen ausfahren lassen kann und die die Kinder allein lassen, wenn man selber abends ausgeht, — sie wirken wie die Unzulässigkeit in Person. Nein, diese jungen Mädchen können Christine nicht ersetzen.

Ich entschließe mich, eine Annonce in die Zeitung zu rüsten: Zuverlässiges Hausmädchen gesucht. Aber das hätte ich nicht tun sollen, denn nun ging von früh bis spät die Klingel, und die Bewerberinnen kamen in Scharen. Ihre Zeugnisse erwähnten sie gar nicht, von ihren Fähigkeiten und Erfahrungen sprachen sie nicht, sie erkundigten sich nur, wie groß meine Wohnung sei, wie groß die Familie, wieviel Lohn ich zu zahlen gedenke; Kochen konnten sie natürlich nicht. Aber fein angezogen waren sie alle, und doch nicht so sauber und provver, wie man es bei einem Dienstmädchen, das in der eigenen Küche und in der Kinderstube wirtschaften soll, gern sieht. Was nützt das bisschen Puk und Staat, wenn das Mädel nicht in erster Linie sauber und adrett „zum Anbeißen“ ist? Das sollten sich die Stellungssuchenden jungen Mädchen sagen, wenn es ihnen ernst ist mit ihrem Arbeitswillen. Solide Schuhe sollen sie sich anziehen, nicht solche, die noch schmutzig sind vom letzten Sonntagsanzug. Die Familie, die die jungen Mädchen in ihr Haus aufnimmt, möchte die Gewicht haben, kein schlechtes Element hineinzunehmen; man kann sicher sein, daß in all den Fällen, in denen die neue Perle sich als ein Versager erweist und einem sogar noch Diebe und Einbrecher ins Haus zieht, die Hausfrau selber einen Teil der Schuld hat, indem sie auf den Anzug der Bewerberin nicht genügend geachtet hat. Der Anzug, in dem ein Mädel sich dort vorstellt, wo es Arbeit finden möchte, ist charakteristisch für sie.

Einen großen Teil der Bewerberinnen stellen die Dörfer. Da kommt so ein junges Ding vom Lande in die Stadt und verspricht sich Wunder, was von den Herrschaften, die dort ihrer warten. Sie ist ganz ohne Erfahrung, ohne Verwandte, — man kann nur sagen, daß es verantwortungslos ist von ihren Angehörigen, sie in die Stadt zu lassen. Sollte sie nicht in ihrem Dorf oder im Nachbarort Arbeit genug finden? Es müßte verlangt werden, daß der Amtsvorsteher jungen Mädchen bis zu 21 Jahren die Erlaubnis verweigerte, anderswo als in ihrer Heimatgemeinde in Dienst zu gehen, es sei denn, sie könnten ein festes Engagement einer zuverlässigen Herrschaft vorzeigen. Denn die Konkurrenz der Stellungssuchenden in den Städten ist ohnehin groß genug, die jungen unerfahrenen Landmädchen müßten unter allen Umständen geschützt werden.

Es ist auch für die Hausfrau eine eigene und große Ver-

antwortung, so ein junges Ding vom Lande in Dienst zu nehmen, denn es ist nach Lage der Verhältnisse vollkommen unmöglich, sie wirklich zu schützen und zu behüten vor den vielerlei Versuchungen und Gefahren, die das Leben in der Stadt nun einmal mit sich bringt.

Noch immer Klingelt das Telefon, noch immer kommen neue Bewerberinnen, — ich habe meine Anprüche inzwischen schon heruntergeschrabt, so eine wie unsere Christine bekomme ich doch nicht wieder, — wie aber wird es um meine neue Perle bestellt sein? Ich bin wirklich neugierig.

Der gesundheitliche Wert der Kartoffel.

Nichts haben wir vielleicht in den hinter uns liegenden Hungerjahren der Kriegs- und Nachkriegszeit so bitter empfunden, als die Verschärfung unserer Haushaltssnöte durch das Fehlen der Kartoffeln! Als diese sonst so wenig beachtete Frucht zu einer Kostbarkeit wurde und wir statt ihrer mit Kohlrüben vorlieb nehmen mußten, da haben wir erst bemerkt, wie unentbehrlich sie uns ist. Und es ist ein ganz richtiger Instinkt, der uns solches Verlangen nach der Kartoffel empfinden läßt. (Gibt es doch viele Menschen, für die eine Mahlzeit nicht vollkommen ist, wenn sie nicht eine reichliche Menge Kartoffeln enthält.) Diese bescheidene Knollenfrucht ist heute für unsere Vollernährung einfach unentbehrlich geworden, und zwar nicht nur deshalb, weil sie leicht und schnell zubereitet werden kann, die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten erlaubt, billig und schmackhaft ist, sondern auch, weil sie ein so sehr wichtiges und beförmliches (wenn auch eine Zeitlang unterschönes) Nahrungsmittel ist. Hindhede und Ragnar Berg, die beiden bekanntesten Nahrungsmittelforscher, haben die Kartoffel „wissenschaftlich“ zu Ehren gebracht. Hindhede stellte fest, daß selbst ein siemlich stark körperlich arbeitender Mensch jahrelang gesund leben kann, der sich täglich nur mit 3 Pfund Kartoffeln und 25 Gramm Fett ernährt. Und Ragnar Berg hat zuerst darauf hingewiesen, daß der Basenreichtum der Kartoffel das beste Heil- und Vorbeugungsmittel gegen Gicht und Rheumatismus bildet. Wir können also nichts Besseres tun, als täglich und reichlich Kartoffeln genießen, und glücklicherweise steht uns da ja eine reiche Auswahl von Gerichten zur Verfügung.

Vom gesundheitlichen Standpunkt aus wäre es ja das Beste und Richtigste, die Kartoffel stets ungeschält, also als Pellkartoffel, zubereiten, denn doch unter der Schale sitzen gerade, wie beim Obst auch, die wichtigsten Nährstoffe, und bei der allgemein üblichen Zubereitungsart als „Salzkartoffel“ gehen diese mit dem Kochwasser verloren. Mindestens also sollte man Kartoffeln immer im Dampfe kochen oder aber beim Kochen so schwach salzen, daß man das Kochwasser noch zu Suppen und Tunkens verwenden kann. Das etwa noch nötige Salz kann man beim „Abdampfen“ den Kartoffeln unter kräftigem Umschütteln noch zufügen. Besser noch ist es, in Fällen, wo die Pellkartoffel schlecht verwendbar ist, irgend welche Kartoffelgerichte herzustellen, bei denen die geschälten und zerteilten Knollen ohne vorheriges Kochen verwandt werden und so ihre Nährstoffe dem ganzen Gericht mitteilen. Deshalb ist auch das namentlich in Norddeutschland so beliebte „Zusammengekochte“ (Bohnen mit Kartoffeln, Möhrrüben mit Kartoffeln, Apfel mit Kartoffeln, Birnen mit Kartoffeln usw.) so wertvoll.

Frauenleben — Frauenstreben.

Ein Frauenbeirat der deutschen Turnerschaft ist, wie die „Frau“ meldet, begründet worden. Es gehören ihm an als Vorsitzende Frau Oberstudientätin Dr. Matz, M. d. R., ferner Dr. Freifrau von Watter, M. d. L. Ärztin, Frau Guras-Ewald, Schriftstellerin, Frau Henry Wanschoff, Mittelschullehrerin, Fräulein Hildegard Reinkling, Bielefeld. Der Beirat wird seine Mitarbeit über die rein fachlichen Fragen hinaus auch für die Lösung sozialer und erzieherischer Fragen und für die Mitgestaltung der Verwaltung einsetzen. Der Frauenbeirat steht das Endziel aller Arbeit der Frauen in der D. T. nicht nur darin, körperlich vollkommen durchgebildete Frauen zu erziehen, sondern sie mehr als bisher zu befähigen, die schweren Anforderungen, die an sie als Hausfrau, als Mutter und als berufstätige Frau gestellt werden, zu erfüllen.